

SHAUN DAVID
HUTCHINSON

So
beschissen
schön

IST
NUR
DAS

Leben

Arena

Eigentlich gibt es bei dem Panorama keinen Grund, die Jalousien hochzuziehen, doch Lexi besteht darauf und hat geschworen, jeden mit einem lebenslangen Fluch zu belegen, der versucht, sie runterzulassen.

Lexi ist nicht die Art von Mädchen, die einem in den Sinn kommt, wenn man an eine Krebspatientin denkt. Sie ist nicht supertapfer oder irgendwie schräg. Sie ist weder der coole Indie-Typ noch scheint ihr permanent die Sonne aus dem Arsch, egal, wie schlimm die Dinge auch stehen. Sie ist ein Bücherwurm und eine von diesen wissbegierigen Strebern, die sich ernsthaft darüber freuen, wenn sie über das verlängerte Wochenende zusätzliche Englischhausaufgaben aufbekommen.

»Was geht, A-Dog?«, fragt Lexi, ohne von dem Buch aufzusehen, das sie mit ihren blutunterlaufenen braunen Augen verschlingt. Sie ist dünner als eine Spaghettinudel und neben ihr auf dem Nachttisch steht eine Schüssel mit Haferbrei, die sie nicht mal angerührt hat. Am liebsten würde ich mir den Löffel schnappen und sie gewaltsam damit füttern, aber so kommt man bei Lexi nicht weiter.

»A-Dog?«, erwidere ich noch auf der Türschwelle.

»Nicht gut?«

»Mir gefällt Drewfus besser.«

Lexi sieht aus dem Augenwinkel zu mir rüber. »Warum überrascht mich das nicht?«

»Weil du das Genie bist, das alles weiß.« Ich betrete das Zimmer und reibe Lexi über den kahlen Schädel, bevor sie mich davon abhalten kann.

»Wieso wollen mir die Leute immer den Kopf reiben? Ich bin nicht Buddha, Alter.«

Ich wackele vielsagend mit den Augenbrauen. »Mädchen mit Glatze sind scharf.«

»Ach, bitte.« Lexi lehnt sich in ihr Kissen zurück, klappt das Buch aber immer noch nicht zu. Ich wette, sie glaubt, sie könne heimlich weiterlesen, während ich rede.

»Ohne Scheiß.« Ich ziehe mir einen Stuhl heran und lege die Füße auf ihrer Bettkante ab. Lexis Zimmer ist klein, aber warm. Die Wände sind blassgelb und in die Ecke hat jemand ein Motiv aus der Sesamstraße gemalt. Es fühlt sich komisch an, wenn Elmo so hinter mir aufragt. Irgendwie so, als würde er sich gleich von der Wand lösen und *mich* kitzeln.

»Trevor meinte, du siehst ohne Haare echt super aus«, lasse ich Lexi wissen. »Aber das war natürlich, bevor ich ihm von den hammermäßigen Koteletten erzählt habe, die dir wachsen werden, wenn deine Haare wieder anfangen zu sprießen.«

Lexi schießt kerzengerade in die Höhe und wirft dabei sogar ihr Buch um. »Das hast du *nicht!*«

»Ein dicker, fetter Backenbart.«

»Du bist böse.«

Ich nicke. »Superheld, Superschurke – der Grat dazwischen ist schmal.« Ich versuche, ein schurkenmäßig fieses Grinsen aufzusetzen, aber ich fürchte, ich sehe bloß aus, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank.

»Hast du was Neues geschrieben?« Lexi zeigt auf mein Skizzenbuch.

Lexi weiß alles über Patient F. So haben wir uns kennengelernt. Ich saß in der Cafeteria

und arbeitete an ein paar Entwürfen, wodurch Schwester Merchant auf mich aufmerksam wurde. Sie hat einen Bruder, der auch zeichnet, also setzte sie sich zu mir und fragte, was ich so mache. Eigentlich wollte ich ihr nicht von Patient F erzählen – es war mir irgendwie peinlich –, aber sie hat so ein Talent, die Leute dazu zu bringen, etwas zu tun, was sie gar nicht tun wollen. Vielleicht ist das ihre Superkraft. Nachdem ich ihr Patient F gezeigt hatte, erzählte sie mir von einem Mädchen in der Pädiatrie, dem meine Geschichten gefallen könnten. Ich glaube, auf ihre schräge Art hat sie versucht, uns zu verkuppeln, schließlich konnte sie ja nicht wissen, dass Lexi und ich eindeutig nicht zusammenpassen.

Ich bin trotzdem in die Pädiatrie gegangen. Damals hatte Lexi noch ein bisschen was von ihrem Haar. Die Chemotherapie und Strahlenbehandlung zehrten ihren Körper auf und sie hatte nicht die geringste Ahnung, wer ich war, aber ich erzählte ihr dennoch von Patient F. Und zwar alles – oder zumindest alles, was ich zu dem Zeitpunkt schon wusste. Seitdem sind wir Freunde.

»Nicht wirklich«, antworte ich. »Im Moment arbeite ich wieder am Einstieg.«

Lexi verdreht die Augen. Ohne Augenbrauen sieht sie dabei irgendwie aus wie eine von den Muppets. »Du musst endlich lernen vorwärtszukommen, Drew. Das ist dein Problem, weißt du?«

Keine Ahnung, was ich darauf sagen soll. Also halte ich lieber die Klappe.

»Hast du von dem Jungen gehört, den sie angezündet haben?«, fragt sie.

Mein Magen zieht sich zusammen und für einen kurzen Moment vergesse ich zu atmen. Ich hoffe, dass Lexi das nicht mitbekommen hat, dass ich mir nicht habe anmerken lassen, was in mir vorgeht, und nicke, während ich mich frage, wie sie davon erfahren hat. Die Kinderstation ist so isoliert vom restlichen Krankenhausgeschehen. Die Pflegekräfte hier gehören einer anderen Gattung an. Schwester Merchant würde sich niemals mit Steven, Emma und Jo anfreunden. Deren kindische, schwatzhafte Art ist einfach nicht ihr Ding.

»Das war überall in den Nachrichten«, berichtet Lexi. »Er war auf einer Party und ein paar Kids haben ihn mit Alkohol übergossen und angezündet.«

»Ja, davon hab ich gehört.« Ich bin hergekommen, um mir eine Auszeit von Rusty zu verschaffen; trotzdem sauge ich jedes Detail auf wie ein Schwamm. Ich kann einfach nicht anders. Auch wenn die Wut, die dabei in mir aufsteigt, mich aufzufressen droht.

»Es gibt wohl ein paar Verdächtige, aber keine Zeugen.« Lexi legt den Kopf schräg, um meinen Blick aufzufangen, aber ich weiche ihr aus, schaue aus dem Fenster und stelle mir vor, ich könnte das Meer tatsächlich sehen. Vielleicht macht Lexi das auch und will deswegen, dass die Jalousien immer oben bleiben.

Eine Stimme im Flur erregt meine Aufmerksamkeit. Der Tod lungert vor Schwester Merchants Schreibtisch herum und verwickelt sie schießfreudlich in ein Gespräch. Immerhin bedeutet das, dass sie nicht bei Rusty ist. Ich drehe mich mit dem Rücken zu Tür, damit sie mich nicht erkennt.

»Beim Frühstück gab es kein anderes Thema«, antworte ich, mit halbem Ohr immer noch beim Tod. »Junge mit schweren Brandverletzungen – einen Toast mit Butter, bitte.«

»Oh«, sagt Lexi. Ich glaube, jetzt hat sie endlich kapiert, dass ich nicht über Rusty reden möchte. »Hast du echt mit Trevor über mich gesprochen?«

Ich lausche immer noch darauf, was Der Tod als Nächstes vorhat. Ihre Absätze klackern durch den Flur und es klingt, als käme sie direkt auf mich zu. Wenn sie mich erwischt, bin ich geliefert. Jeder einzelne Muskel in meinem Körper ist aufs Äußerste angespannt und mein Herz schlägt plötzlich dreimal so schnell. Ich rechne damit, dass sie jeden Moment ihre kalte, knochige Hand auf meine Schulter legt und mich in ihr Reich verschleppt.

Stattdessen biegt Der Tod in Trevors Zimmer ab. In letzter Zeit verbringt sie ganz schön viel Zeit da drin – zu viel Zeit. Aber das überrascht mich nicht. Es kann nicht mehr lange dauern, bis sie Trevor für sich beansprucht. Doch jetzt ist er noch einer von uns.

»Drew?«

»Ja?«

Lexi wirft mir einen finsternen Blick zu, weil ich ihr nicht zugehört habe. »Hast du echt mit Trevor über mich gesprochen?«

»Trevor und ich unterhalten uns über alles Mögliche, Lexi«, erwidere ich. »Vielleicht warst du auch mal Thema. Vielleicht nicht. Wie auch immer, wir haben jedenfalls definitiv nicht darüber geredet, wie dünn du geworden bist.« Ich weiß, das ist genau die Art von Antwort, die sie in den Wahnsinn treiben wird. »Na ja, ich muss dann mal los.« Ich will nicht mehr hier sein, wenn Der Tod aus Trevors Zimmer kommt.

Lexi zieht ihr Buch wieder auf ihren Schoß und mustert den Haferbrei argwöhnisch. »Na gut. Ich hab sowieso noch viel zu tun. Ich muss die Deko für Trevors Party fertig machen.«

»Du arbeitest zu viel«, sage ich.

»Das ist nun mal alles, was ich habe.« Sie vertieft sich in ihr Buch. »Dich, Trevor und die Arbeit.«

Ich würde ihr gerne sagen, dass sie noch viel mehr haben könnte, wenn sie sich stärker aufs Hier und Jetzt konzentrieren würde und weniger auf die Zukunft, aber ich kann nicht bleiben. Das wäre viel zu riskant. Mein Stuhl macht ein kratzendes Geräusch auf dem Boden, als ich ihn zurückschiebe. »Wir sehen uns morgen.«

4. Strahlungsabsorption

Heute ist ein ganz besonderer Tag.

Ich stehe auf dem Parkhausdach und sehe auf die Welt außerhalb des Krankenhauses hinab. Es ist früh am Morgen, und der Dunst heftet sich an jedes Auto und Gebäude, an jeden x-beliebigen Fremden, der um diese Zeit durch die verlassenen Straßen streift. Manchmal vergehen ganze Tage, an denen ich die Welt da draußen nicht zu Gesicht bekomme. Ich verliere mich im Rhythmus des Krankenhauses und der Leute, die durch die Flure laufen und so in ihrer eigenen Routine gefangen sind, dass sie gar nicht mehr merken, wie vergeblich ihre Arbeit eigentlich ist. Hin und wieder vergesse ich sogar, dass ich nicht in den Eingeweiden des Roanoke General geboren worden bin, sondern ursprünglich von *da draußen* stamme. Dass es ein ganzes Universum außerhalb dieser Wände gibt, das sich ohne mich dreht.

Ich glaube, ich könnte für immer und ewig auf diesem Dach bleiben, um mich herum der Geruch von Beton und heißer Sommerluft. In Florida wird es Sommer, bevor es hell wird. Wenn die Sonne aufgeht, ist die Welt bereits schweißgetränkt und die Menschen verstecken sich in ihren klimatisierten Luftblasen. Mich stört das nicht. Es ist besser als die Kälte.

Aber ich kann nicht für immer und ewig hierbleiben. Die Welt *da draußen* ist nicht real. Nicht mehr jedenfalls. Nicht für mich. Für mich gibt es nur noch dieses Krankenhaus, diese Leute und diesen einen besonderen Tag.

Ich renne die Treppe runter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Das letzte Stück springe ich und genieße das Gefühl von festem Beton unter meinen Füßen, als ich hart aufkomme und den Aufprall bis hoch in meine Beine spüre. Es erinnert mich daran, dass ich noch hier bin und dass ich Dinge zu erledigen habe.

Bis zur Besuchszeit ist es noch eine Weile hin, also gehe ich in der Cafeteria vorbei, um nachzusehen, ob Arnold meine Hilfe gebrauchen kann, bin dann aber froh, dass ich heute frei habe, als ich Arnolds miese, sommergewittrige Laune bemerke. Vom Eingang aus beobachte ich, wie er am Tresen auf- und abstapft und Tablets mit Essen herumschmeißt, als seien sie die Ursache seiner Probleme. Schlecht gelaunt habe ich ihn ab und zu schon mal erlebt, aber noch nie wirklich wütend. Ich hoffe, diese Erfahrung bleibt mir in Zukunft erspart.

»Sieh lieber zu, dass du wegstommst.« Aimee steht plötzlich hinter mir. Sie ist so dünn, dass sie kaum Luftwiderstand erzeugt, was der Grund ist, weswegen ich sie nicht habe kommen hören.

»Wer hat ihm denn in die Cornflakes gepisst?« Ich wage es nicht, meinen Blick von

Arnold loszureißen. Er ist der personifizierte Hass.

»Niemand.« Aimee hat eine Hakennase, die durch ihre eingefallenen Wangen noch betont wird. Sie wirft mir einen finsternen Blick zu, der wahrscheinlich ziemlich Furcht einflößend sein könnte, wenn sie sich ein bisschen mehr Mühe geben würde. »Heute ist der Geburtstag seines Sohnes.«

»Oh.« Ich würde gerne noch mehr Informationen aus ihr rausquetschen, aber sie schlüpft bereits unter dem Rollgitter hindurch und eilt in die Cafeteria, um sich Arnolds Zorn wie eine einsame, tapfere Kriegerin entgegenzustellen. Ich könnte ihr Beistand leisten, aber ich weiß, dass ich es nicht tun würde, um ihr zu helfen, sondern bloß um herauszufinden, warum Arnold so wütend ist, und heute habe ich Wichtigeres zu tun.

Den Rest des Morgens verbringe ich damit, niemandem in die Quere zu kommen. Der Tod ist nicht die Einzige, die nach mir sucht, und ein Junge, der ziellos umherstromert, erregt zwangsläufig Verdacht. Also gebe ich mir alle Mühe, den Anschein zu erwecken, ich wäre auf dem Weg wohin. Dementsprechend dankbar bin ich, als es endlich neun Uhr ist und ich meine heliumgefüllte Munition abholen kann, um damit in der Pädiatrie einzufallen.

Von meinem hart verdienten Lohn aus der Cafeteria habe ich im hauseigenen Shop ein paar Geschenke gekauft. Hauptsächlich Schokolade; besonders groß war die Auswahl nämlich nicht. Wahrscheinlich gibt es nicht viel, womit kranke Menschen etwas anfangen können. Und ob Trevor sich über einen Teddy freuen würde, weiß ich auch nicht, so süß dessen Knopfnase auch sein mag.

Schwester Merchant dreht gerade ihre Runde, als ich mit meinen Ballons und meiner Tragetasche hereinspaziere. Tiefe Falten zerfurchen ihre Stirn. Ich weiß nicht so recht, wie ich die deuten soll. Ist sie wütend? Genervt? Habe ich etwas falsch gemacht? Stimmt was nicht mit Trevor?

»Heute ist ein ganz besonderer Tag«, sage ich, um die Ballons zu erklären. »Heute ist der Tag, an dem Trevor hätte sterben sollen.«

»Oh, Drew.« Schwester Merchant schlägt die Hand vor den Mund und bleibt wie angewurzelt stehen. Sie sieht so zerbrechlich aus, als könnte ein winziger Atemhauch sie in tausend Teile zerspringen lassen.

Als bei Trevor aggressive Leukämie im vierten Stadium diagnostiziert wurde, gab ihm sein Arzt noch sechs Monate zu leben. Heute ist der letzte Tag dieser Frist. Lexi und ich planen diesen ganz besonderen Tag schon seit einer Woche. Ich habe bunte Papierfetzen zu ihr reingeschmuggelt und sie hat daraus die Deko gebastelt, wenn sie sich mal eine kurze Pause von ihrem Lernmarathon für Kurse, die wohlgemerkt erst in zwei Monaten beginnen, gegönnt hat.

»Warum hast du mir das nicht erzählt?« Schwester Merchant hat sich wieder im Griff, doch ihre Miene bleibt ernst.

»Ist mit Trevor alles in Ordnung?« frage ich. Das ist das Einzige, was zählt.

Schwester Merchant kommt auf mich zu und bleibt neben mir stehen. Sie ist kleiner als ich, aber ich komme mir trotzdem ganz winzig vor. »Trevor lebt.«

Es geht ihm also nicht gut. Nicht mal okay. Er lebt, das ist alles.